

Marco Balzano  
Ich bleibe hier

ROMAN

Aus dem Italienischen von  
Maja Pflug

Diogenes

Titel der 2018 bei Giulio Einaudi editore, Turin,  
erschienenen Originalausgabe: ›Resto qui‹  
Copyright © 2017 Marco Balzano  
Originally published as *Resto qui* in Italy in 2017  
by Giulio Einaudi editore  
This edition is published in agreement with  
Piergiorgio Nicolazzini Literary Agency (PNLA)  
Die Übersetzung des Mottos von Eugenio Montale  
stammt von Herbert Frenzel, München 1960  
Copyright für die Vinschgau-Karte: © Peter Palm, Berlin  
Covermotiv: Artwork Giulio Einaudi editore  
Foto: © Anirut Thailand/Shutterstock

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2020  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
200/20/44/1  
ISBN 978 3 257 07121 4

*Für Riccardo*



*Una storia non dura che nella cenere.*  
Eine Geschichte dauert nur in der Asche.  
Eugenio Montale  
*Piccolo testamento*  
(Kleines Testament)



# Inhalt

## ERSTER TEIL

Die Jahre

II

## ZWEITER TEIL

Auf der Flucht

87

## DRITTER TEIL

Das Wasser

197

Anmerkung des Autors

281

Danksagung

285





ERSTER THEIL

Die Jahre



## I

**D**u weißt nichts über mich, und doch weißt du viel, weil du ja meine Tochter bist. Den Geruch der Haut, die Wärme des Atems, die angespannten Nerven hast du von mir. Deshalb wende ich mich an dich wie an jemanden, der mein Innerstes kennt.

Ich könnte dich bis ins Kleinste beschreiben. Hin und wieder, wenn am Morgen hoher Schnee liegt und die Wohnung in eine beklemmende Stille gehüllt ist, kommen mir immer noch weitere Einzelheiten in den Sinn. Vor einigen Wochen fiel mir der kleine Leberfleck auf deiner Schulter ein, auf den du mich jedes Mal hingewiesen hast, wenn ich dich im Zuber badete. Du warst wie besessen davon. Oder diese Locke hinter dem Ohr, die einzige in deinen honigfarbenen Haaren.

Die wenigen Fotos, die ich noch habe, hole ich nur selten hervor, mit der Zeit ist man nah am Wasser gebaut. Und ich hasse es zu weinen. Ich hasse es zu weinen, weil es idiotisch ist und weil es mich

nicht tröstet. Hinterher fühle ich mich bloß erschöpft, ich mag dann nichts mehr zu mir nehmen oder vor dem Schlafengehen mein Nachthemd anziehen. Doch man muss auf sich achten, die Fäusteballen, auch wenn die Haut der Hände fleckig wird. Kämpfen, trotz allem. Das hat mich dein Vater gelehrt.

In all den Jahren habe ich mir immer vorgestellt, dass ich eine gute Mutter gewesen wäre. Selbstbewusst, strahlend, liebenswürdig ... lauter Adjektive, die gar nicht zu mir passen. Im Dorf nennen sie mich immer noch Frau Lehrerin, aber sie grüßen mich nur im Vorübergehen, sie bleiben nicht stehen. Sie wissen, dass ich kein umgänglicher Mensch bin. Manchmal fällt mir das Spiel wieder ein, das ich die Kinder in der ersten Klasse Grundschule machen ließ. »Malt das Tier, das euch am ähnlichsten ist.« Ich würde jetzt eine Schildkröte mit eingezogenem Kopf malen.

Ich bilde mir gern ein, dass ich keine aufdringliche Mutter gewesen wäre. Ich hätte dich nicht, wie meine Mutter es tat, dauernd gefragt, wer dieser oder jener ist und ob du ihn magst oder vorhast, dich mit ihm zu verloben. Aber vielleicht mache ich mir auch da etwas vor, und wenn du hier gewesen wärst, hätte ich dich mit Fragen überhäuft und

dich bei jeder ausweichenden Antwort scheel angeschaut. Je mehr Jahre vergehen, umso weniger fühlt man sich den eigenen Eltern überlegen. Und wenn ich jetzt Vergleiche anstelle, komme ich eindeutig schlechter weg. Deine Großmutter war kantig und streng, sie hegte über alles klare Vorstellungen, unterschied mühelos Weiß von Schwarz und fällte wie mit dem Beil und ohne zu zögern ihre Urteile. Ich dagegen verlor mich in allen Schattierungen von Grau. Ihrer Ansicht nach war das Studium daran schuld. Sie hielt alle, die eine Schulbildung hatten, für unnötig schwierige Menschen. Faulpelze, Beserwisser und Haarspalter. Ich dagegen glaubte, das größte Wissen liege im Wort, besonders für eine Frau. Egal ob Fakten, Geschichten, Legenden, Hauptsache war, man legte sich einen Vorrat davon an und hatte sie parat für den Moment, in dem das Leben komplizierter oder leerer wurde. Ich glaubte, sie könnten mich retten, die Wörter.

Männer haben mich nie interessiert. Die Vorstellung, Liebe könnte etwas mit ihnen zu tun haben, fand ich lächerlich. Für mich waren sie zu plump oder zu behaart oder zu grob. Manchmal alles zusammen. Hier in der Gegend besaßen die meisten ein Stück Land und etwas Vieh, und das war der Geruch, den sie mit sich herumtrugen. Stall und Schweiß. Hätte ich mir vorstellen müssen, mit jemandem zu schlafen, dann lieber mit einer Frau. Lieber die harten Wangenknochen eines Mädchens als die kratzige Haut eines Mannes. Am liebsten aber wollte ich allein bleiben, ohne irgendetwas Rechenschaft schuldig zu sein. Sogar Nonne zu werden hätte mir nicht missfallen. Doch der Gedanke an Gott war schon immer zu schwierig, wenn er mir in den Sinn kam, verirrte ich mich darin.

Erich war der Einzige, den ich anschaute. Ich sah ihn immer im Morgengrauen vorbeigehen, die Mütze in die Stirn gezogen und schon um diese Zeit

eine Zigarette im Mundwinkel. Jedes Mal wollte ich mich zum Fenster hinausbeugen und ihn grüßen, doch hätte ich es geöffnet, hätte Mutter die Kälte eindringen gespürt und bestimmt gerufen, ich solle sofort zumachen.

»Trina, bist du verrückt geworden«, hätte sie gekreischt.

Mutter war eine, die ständig kreischte. Doch selbst wenn ich das Fenster geöffnet hätte, was hätte ich ihm denn sagen sollen? Mit siebzehn Jahren war ich so gehemmt, dass ich höchstens herumgestottert hätte. Daher schaute ich ihm nach, wie er sich zum Wald hin entfernte, während Strupp, sein Hund, die Herde vorwärtstrieb. Wenn Erich mit den Kühen unterwegs war, bewegte er sich so langsam, dass es aussah, als käme er nicht vom Fleck. Also senkte ich den Blick auf die Bücher, sicher, ihn an derselben Stelle wiederzusehen, doch wenn ich den Kopf hob, war er nur noch eine winzige Gestalt am Ende der Straße. Unter den Lärchen, die es nicht mehr gibt.

In jenem Frühjahr saß ich immer häufiger mit dem Bleistift im Mund vor den aufgeschlagenen Büchern und dachte an Erich. Als Mutter, die sonst oft in meiner Nähe herumhantierte, einmal nicht da war, fragte ich Vater, ob das Leben der Bauern nicht etwas für Träumer sei. Wenn man den Gemü-

segarten geharkt hat, kann man mit den Tieren auf die Weide gehen, sich auf einen Felsen setzen und in der Stille den Fluss betrachten, der seit Jahrhunderten gemächlich dahinfließt, den kalten Himmel, von dem man nicht weiß, wo er endet.

»Das alles können die Bauern doch machen, nicht wahr, Vater?«

Vater schmunzelte, mit der Pfeife im Mund.  
»Frag mal den Jungen, den du morgens heimlich am Fenster beobachtetest, ob seine Arbeit etwas für Träumer ist ...«

Zum ersten Mal habe ich vor dem Haus mit ihm gesprochen. Vater arbeitete als Schreiner in Reschen am See, doch auch daheim bei uns ging es zu wie in seiner Werkstatt. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen von Leuten, die etwas repariert haben wollten. Mutter schimpfte, nie könne man seine Ruhe haben. Er, der keinen noch so kleinen Vorwurf im Raum stehenlassen wollte, antwortete, da gebe es überhaupt nichts zu meckern, denn für einen Unternehmer gehöre es zur Arbeit, jemandem ein Glas anzubieten oder einen Schwatz zu halten, damit gewinne man nämlich die Kunden. Um die Diskussion abubrechen, zog sie ihn an seiner Knollennase.

»Die ist ja noch länger geworden«, sagte sie zu ihm.



»Und bei dir ist der Arsch dicker geworden!«, erwiderte er.

Mutter wurde dann laut: »Da sieht man mal, was ich geheiratet habe, einen Trottel!« Sie warf einen Lappen nach ihm. Vater grinste und warf den Bleistift nach ihr, sie noch einen Lappen, er noch einen Bleistift. Sich Sachen an den Kopf zu werfen war für sie ein Ausdruck der Zuneigung.

An jenem Nachmittag standen Erich und Vater rauchend beieinander und betrachteten mit zusammengekniffenen Augen die Wolken, die sich über dem Ortler zusammenballten. Vater sagte zu ihm, er solle einen Augenblick warten, er wolle nur rasch ein Gläschen Schnaps holen. Erich war einer, der gewöhnlich statt zu reden bloß das Kinn hob und ein Lächeln andeutete, so selbstsicher, dass ich mich daneben klein fühlte.

»Was machst du nach dem Studium? Wirst du Lehrerin?«, fragte er mich jetzt.

»Ja, vielleicht. Vielleicht gehe ich auch ganz weit weg«, erwiderte ich, nur so, um eine erwachsene Antwort zu geben.

Sein Gesicht wurde finster. Er zog so heftig an seiner Zigarette, dass er sich an der Glut beinahe die Finger verbrannt hätte.

»Ich würde nie aus Graun fortwollen«, sagte er und wies auf das Tal.

Daraufhin sah ich ihn an wie ein kleines Mädchen, dem die Worte fehlen, und Erich strich mir zum Abschied über die Wange.

»Sag deinem Vater, den Schnaps trinke ich ein andermal.«

Ich nickte stumm. Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, schaute ich ihm nach, während er davonging. Ab und zu warf ich einen Blick zur Tür, da ich fürchtete, Mutter könnte plötzlich herauskommen. Manchmal fühlt man sich wie eine Diebin, wenn Liebe im Spiel ist.

Im Frühjahr 1923 bereitete ich mich auf die Reifeprüfung vor. Mussolini hatte extra mein Examen abgewartet, um die Schule umzukrempeln. Im Jahr davor hatte der Marsch auf Bozen stattgefunden, und die Faschisten hatten die Stadt verwüstet. Sie hatten die öffentlichen Gebäude angezündet, die Leute verprügelt, mit Gewalt den Bürgermeister fortgejagt, und die Carabinieri hatten wie üblich tatenlos zugesehen. Hätten sie und der König nicht die Arme verschränkt, hätte der Faschismus dort nicht Fuß fassen können. Noch heute bin ich entsetzt, wenn ich durch Bozen gehe. Alles wirkt feindselig auf mich. Die zwanzig Jahre Faschismus haben so viele Spuren hinterlassen, und wenn ich sie sehe, fällt mir Erich wieder ein und wie sehr er sich vor Wut verzehren würde.

Bis zum Marsch auf Bozen verlief das Leben in den Grenztälern im Rhythmus der Jahreszeiten. Es schien, als käme die Geschichte nicht bis hier herauf. Sie war wie ein Echo, das verhallte. Die Sprache

war Deutsch, die Religion christlich, die Arbeit die auf dem Feld und im Stall. Das war alles. Daraus bestand das Leben dieser Bergler, zu denen auch du gehörst, da du schließlich hier geboren bist.

Mussolini ließ Straßen, Bäche und Berge umtaufen ... Sogar die Toten haben sie gestört, diese Mörder, indem sie die Inschriften auf den Grabsteinen änderten. Sie haben unsere Namen italianisiert, die Schilder an den Geschäften ausgetauscht. Sie haben uns verboten, unsere Tracht zu tragen. Von einem Tag zum anderen standen in der Klasse Lehrer aus Venetien, aus der Lombardei und aus Sizilien vor uns. Sie verstanden uns nicht, wir verstanden sie nicht. Italienisch war hier in Südtirol eine exotische Sprache, man hörte es ab und zu von einem Gramophon oder wenn ein Händler aus dem Brandtal den Vinschgau hinaufwanderte auf dem Weg nach Österreich, um dort Geschäfte zu machen.

Dein ausgefallener Name prägte sich sofort ein, und für die, die ihn nicht kannten, warst du einfach die Tochter von Erich und Trina. Sie behaupteten, wir glichen einander wie ein Ei dem anderen.

»Falls sie sich mal verläuft, bringen sie sie dir nach Haus!«, brummte der Bäcker und schnitt dir zur Begrüßung Fratzen mit seinem zahnlosen Mund. Weißt du noch? Wenn es auf der Straße

nach frischen Brötchen duftete, zogst du mich an der Hand zum Laden hin, damit ich dir eins kaufte. Nichts mochtest du lieber als warmes Brot.

Ich kannte jeden einzelnen Einwohner von Graun, aber richtig befreundet war ich nur mit Maja und Barbara. Jetzt wohnen sie nicht mehr hier. Sie sind vor Jahren weggezogen, und ich weiß nicht einmal, ob sie noch leben. Damals waren wir so eng befreundet, dass wir uns für dieselbe Schule entschieden. Zwar konnten wir diese Pädagogische Hochschule nicht besuchen, weil sie zu weit weg war, doch wenn wir einmal im Jahr zu den Prüfungen nach Bozen fuhren, war es jedes Mal ein Abenteuer. Aufgeregt erkundeten wir die Stadt, endlich etwas anderes als Sennereien und Berge, endlich die Welt. Hohe Häuser, Geschäfte, verkehrsreiche Straßen.

Maja und ich fühlten uns wirklich zum Unterrichten berufen und konnten es kaum erwarten, vor einer Klasse zu stehen. Barbara dagegen wäre lieber Schneiderin geworden. Sie hatte sich nur unseretwegen eingeschrieben: »Dann bleiben wir zusammen«, sagte sie. In diesen Jahren war sie wie mein Schatten. Wir verbrachten die Zeit damit, uns gegenseitig heimzubringen. Vor der Tür des Bauernhauses sagte die eine zur anderen: »Komm, es ist noch hell, ich begleite dich.«

Wir machten weite Umwege, am Fluss oder am Waldrand entlang, und ich weiß noch, dass Barbara auf diesen Spaziergängen immer zu mir sagte:

»Wenn ich so wäre wie du ...«

»Wieso, wie bin ich denn?«

»Na ja, du hast klare Vorstellungen, du weißt, was du willst. Mich dagegen bringt alles durcheinander, und ich suche immer jemanden, der mich an die Hand nimmt.«

»Ich finde nicht, dass es mir so viel Glück bringt zu sein, wie ich bin.«

»Du bist eben ein Nimmersatt.«

»Jedenfalls«, sagte ich mit einem Schulterzucken, »würde ich meinen Charakter sofort dafür hergeben, so hübsch zu sein wie du.«

Dann lächelte sie, und wenn niemand in der Nähe war oder der Himmel dunkler wurde, gab sie mir einen Kuss und sagte mir zärtliche Worte, an die ich mich nicht mehr erinnere.

Mit der Ankunft des Duce war klar, dass wir wahrscheinlich keine Stelle bekommen würden, weil wir keine Italienerinnen waren, also fingen wir alle drei an, die Sprache zu lernen, in der Hoffnung, dann trotzdem eine Anstellung zu finden. Die Nachmittage verbrachten wir in jenem Frühjahr mit den Grammatikbüchern am Seeufer. Wir trafen uns

nach dem Mittagessen, mal mit dem in eine Serviette gewickelten Nachtisch-Obst in der Hand, mal noch mit dem letzten Bissen im Mund.

»Hört jetzt auf, deutsch zu reden!«, sagte ich, um sie zur Ordnung zu rufen.

»Ich wollte Lehrerin werden, aber nicht für die Sprache der anderen!«, schimpfte Maja und schlug mit der Hand auf ihr vollgekritzeltes Heft.

»Was soll ich dann sagen, ich wollte eigentlich Kleider entwerfen!«, jammerte Barbara.

»Also bitte, es hat dich doch niemand gezwungen, Lehrerin zu werden«, erwiderte Maja.

»Jetzt hör sich einer diese Schlange an ... Was soll das heißen, mich hat niemand gezwungen?«, protestierte Barbara, während sie ihre rebellische rote Mähne zu einem Pferdeschwanz band. Und danach fing sie wieder mit dieser Geschichte an, dass wir drei zusammenziehen müssten, anstatt zu heiraten.

»Glaubt mir, wenn wir heiraten, werden wir zu Dienstmädchen!«, schloss sie überzeugt.

Wenn ich nach Hause kam, ging ich sofort schlafen. Ich brauchte Zeit für mich. Ich schlüpfte ins Bett, lag im feuchten Dunkel des Zimmers und dachte nach. Es beunruhigte mich, dass ich allmählich erwachsen wurde, ob ich wollte oder nicht. Wer weiß, ob du auch solche Ängste gehabt hast oder ob

du mehr deinem Vater gleichst, der das Leben als Fluss sah. Wenn ich mich einer Veränderung oder einem Ziel näherte, sei es der Abschlussprüfung oder der Hochzeit, bekam ich regelmäßig Lust, davonzulaufen und alles über den Haufen zu werfen. Warum bedeutet leben unbedingt vorwärtsgehen? Auch bei deiner Geburt dachte ich: »Warum kann ich sie nicht noch ein bisschen hier drin behalten?«

Im Mai trafen Maja, Barbara und ich uns auch unter der Woche, nicht wie in den Jahren davor nur gelegentlich oder zur Sonntagsmesse. Wir übten diese fremde Sprache und hofften, die Faschisten würden unseren Eifer und unser Diplom zu schätzen wissen. Da wir aber selbst nicht recht daran glaubten, saßen wir oft im Kreis und hörten, statt Grammatik zu lernen, Barbaras Schallplatten mit italienischen Liedern.

*Un bacio ti darò  
Se qui ritornerai  
Ma non ti bacerò  
Se alla Guerra partirai.*

*Einen Kuss geb ich dir  
Wenn du zurückkehrst zu mir  
Doch ich küsst dich nicht  
Wenn du in den Krieg ziehst.*



Eine Woche vor den schriftlichen Prüfungen erlaubte mir Vater, bei Barbara zu übernachten. Es war nicht leicht, aber zuletzt konnte ich ihn überreden.

»Gut, meine Kleine, geh zu deiner Freundin, aber dafür musst du mir dann ein Spitzenzeugnis nach Hause bringen.«

»Was meinst du denn mit Spitzenzeugnis?«, fragte ich, nachdem ich ihm einen Kuss auf die Wange gedrückt hatte.

»Einen Einser-Durchschnitt natürlich!«, erwiderte er und streckte die Hände aus. Und auch Mutter, die neben ihm saß und Strümpfe strickte, nickte mit Nachdruck. Mutter strickte in jeder freien Minute Strümpfe, denn mit kalten Füßen friere man am ganzen Körper, sagte sie.

Die besten Noten bekam dann aber nicht ich. Maja war es, die den Umtrunk bezahlte und den Kuchen buk, wie wir es am Anfang der Ausbildung ausgemacht hatten. Obwohl sie Barbaras Meinung nach eine Eins bekommen hatte, weil ihr Professor ein Schwein war und nur auf ihren Busen geschaut hatte.

»Ich habe eine Drei, weil ich bloß diese zwei Äpfelchen habe«, murrte sie, indem sie ihre Brüste herausstreckte und in den Händen wog.

»Du hast eine Drei, weil du strohdumm bist!«,

erwiderte Maja, und schon fielen sie übereinander her und rollten sich im Gras. Ich sah ihnen lachend zu, die Augen in der Sonne halb geschlossen.

Nachdem wir unser Diplom in der Tasche hatten, trafen wir uns weiterhin am Seeufer und unter den Lärchen, doch von Italienischlernen war keine Rede mehr.

»Wenn sie uns in der Schule anstellen, gut, sonst sollen sie zum Teufel gehen!« Damit war das Thema für Maja erledigt.

»Außer uns hat hier keiner ein Diplom, also bleibt ihnen gar nichts anderes übrig«, sagte Barbara.

»Was juckt die Faschisten schon dieses Stück Papier! Die interessiert es doch nur, den Italienern Arbeit zu verschaffen.«

»Zum Schluss haben wir völlig umsonst so viel gebüffelt«, schnaubte Maja. »Dann muss ich mit meinem Vater im Laden stehen, und wir werden uns dauernd zanken.«

»Immer noch besser als daheim sitzen und Strümpfe stopfen«, sagte ich, denn beim bloßen Gedanken, die Tage mit Mutter zu verbringen, blieb mir die Luft weg.

Unterdessen besetzten die Faschisten nicht nur die Schulen, sondern auch die Rathäuser, die Postämter, die Gerichte. Die Tiroler Angestellten wurden fristlos entlassen, und die Italiener brachten in den Büros Schilder mit der Aufschrift *Deutsch sprechen verboten* und *Mussolini hat immer recht* an. Sie setzten die faschistischen Verordnungen durch, Ausgangssperre, samstagnachmittags Appelle in Anwesenheit des Podestà, neue faschistische Feiertage.

Maja sagte: »Ein einziges Minenfeld, auf dem wir uns befinden.« Unsere Gespräche, die sich zuletzt immer um Belanglosigkeiten drehten, hatte sie bald satt. »Ja, seht ihr denn nicht, was zum Teufel hier los ist?«, knurrte sie verärgert. »Graun, Reschen, St. Valentin ... seit die Faschisten da sind, gehört uns nichts mehr. Die Männer gehen nicht mehr ins Wirtshaus, die Frauen schleichen dicht an den Hauswänden entlang, am Abend ist keine Menschenseele unterwegs! Wie schafft ihr es bloß, das alles so an euch abprallen zu lassen?«

»Mein Bruder sagt, die Tage des Faschismus sind gezählt«, antwortete Barbara, um sie zu beruhigen.

Doch Maja beruhigte sich keineswegs. Sie schnaubte wie ein Pferd, ließ sich rückwärts ins Gras fallen und sagte, wir sähen einfach nicht über den Tellerrand hinaus.

Sie war anders erzogen worden als wir. Ihr Vater

war ein gebildeter Mann, der seinen Kindern stundenlang erklärte, was in Südtirol und in der Welt vor sich ging. Er erzählte ihnen, wer ein bestimmter Gouverneur oder Minister war, und wenn er auch mich und Barbara zu Hause vorfand, setzte er zu weitschweifigen Reden an, in denen er eine endlose Reihe von Namen und Orten herunterbetete, von denen wir noch nie im Leben gehört hatten. Am Ende ermahnte er uns: »Sagt euren Männern das, wenn ihr heiratet, und denkt auch selber dran: Wenn ihr euch nicht mit der Politik beschäftigt, beschäftigt sich die Politik mit euch!« Dann zog er sich ins Nebenzimmer zurück. Maja liebte ihren Vater abgöttisch, und kaum schwieg er, nickte sie zum Zeichen des Gehorsams zustimmend mit dem Kopf. Barbara und ich schauten zum Fenster hinaus, weil wir uns fühlten wie dumme Gänse.

»Wenn's so weitergeht, wird Maja noch fanatischer als ihr Vater«, sagte Barbara hinterher auf dem Heimweg zu mir.

Manchmal zogen sie und ich alleine los. Wir setzten uns aufs Rad, fuhren am See entlang bis nach St. Valentin und spürten, wie der kühle Hauch des Wassers über unsere verschwitzten Gesichter strich.

»Mir kommt es vor, als würden die Berge mit uns wachsen«, sagte sie, während sie mit gerecktem Kopf in die Pedale trat.

»Meinst du, sie versperren uns die Sicht auf die Welt?«, fragte ich, denn ich wollte abwechselnd an einem Tag fortlaufen und am nächsten mich zu Hause verkriechen.

»Was schert dich die Welt?«, erwiderte sie.

Wenn Vater aus der Werkstatt kam, wiederholte er jedes Mal, es liege immer noch Krieg in der Luft. Majas Eltern meinten, es sei besser, nach Österreich auszuwandern, weg von den Faschisten. Barbaras Familie dagegen wollte zu Verwandten nach Deutschland ziehen.

Unterdessen veränderte sich auch die Bevölkerung von Südtirol. Im Lauf der Monate kamen immer mehr vom Duce geschickte italienische Zuwanderer. Ein paar kamen sogar bis nach Graun. Man erkannte sie sofort, diese Fremden aus dem Süden, die mit dem Koffer in der Hand und der Nase in der Luft nie gesehene Steilhänge und zu niedrig hängende Wolken bestaunten.

Vom ersten Augenblick an hieß es: Wir gegen sie. Die Sprache des einen gegen die des anderen. Die Arroganz der plötzlichen Macht gegen das Pochen auf jahrhundertealte Wurzeln.

Erich kam häufig zu uns, er war seit je mit Vater befreundet. Vater mochte ihn, weil er keine Eltern hatte.

Mutter hingegen gefiel er nicht sonderlich. »Zu eingebildet«, sagte sie. »Er tut, als sei es eine Gnade, wenn er mit dir spricht.« Von den anderen erwartete sie die ganze Redseligkeit, die sie selbst nicht besaß.

Vater ließ ihn auf dem Hocker Platz nehmen, dann drehte er seinen Stuhl um, stützte die Ellbogen auf die Lehne und umfasste seine bärtigen Wangen mit den Händen. Erich hätte sein Sohn sein können. Ein unruhiger Sohn, der bei allem um Rat fragt. Ich beobachtete sie hinter dem Türrahmen. Mit angehaltenem Atem drückte ich mich flach an die Wand. Wenn mein Bruder Peppi auftauchte, zog ich ihn neben mich und hielt ihm den Mund zu. Er versuchte, mir zu entweichen, aber damals konnte ich ihn noch bändigen. Der Peppi war sieben Jahre jünger als ich, und ich wusste wirklich nicht, was ich mit diesem Muttersöhnchen anfangen sollte. Er war für mich bloß ein Rotzbengel mit schmutzigem Gesicht und aufgeschlagenen Knien.

»Es sieht so aus, als wollte die italienische Regierung das Staudammprojekt wieder aufgreifen«, sagte Erich eines Abends. »Einige Bauern, die ihr Vieh Richtung St. Valentin treiben, haben Bautrupps anrücken sehen.«

Vater zog die Schultern hoch. »Das sagen sie seit Jahren, aber dann geschieht nichts«, erwiderte er mit seinem gutmütigen Lächeln.

»Falls sie mit dem Bau anfangen, müssen wir einen Weg finden, um sie zu stoppen«, fuhr Erich fort und wandte den Blick ab. »Die Faschisten haben größtes Interesse daran, unsere Gemeinschaft zu zerschlagen und über ganz Italien zu verstreuen.«

»Keine Angst, selbst angenommen, die Faschisten bleiben an der Macht: Hier kann man keinen Staudamm bauen, weil der Boden zu schlammig ist.«

Doch Erichs graue Augen flackerten weiter unruhig wie die einer Katze.

1911 war der Plan für den Staudamm zum ersten Mal bekanntgemacht worden. Unternehmer der Montecatini-Gruppe wollten Reschen und Graun enteignen und die Strömung des Flusses zur Energiegewinnung nutzen. Italienische Fabrikanten und Politiker behaupteten, das Wasser sei das Gold Südtirols, und schickten immer häufiger Ingenieure, um die Täler zu besichtigen und die Flussläufe zu erkunden. Unsere Dörfer sollten in einem Wassergrab verschwinden, die Bauernhöfe, die Kirche, die Geschäfte, die Felder und Weiden überflutet. Mit dem Staudamm würden wir die Höfe, die Tiere und die Arbeit verlieren. Nichts würde von uns übrig bleiben. Wir würden auswandern müssen, alles würde anders. Eine andere Arbeit, ein anderer Ort,



andere Leute. Auch sterben würden wir fern vom Vinschgau und von Tirol.

1911 wurde der Plan nicht verwirklicht, da man den Boden als zu gefährlich betrachtete. Er hatte keine Festigkeit, bestand nur aus Dolomitgeröll. Doch nachdem der Faschismus an die Macht gekommen war, wussten wir alle, dass der Duce bald Industriezentren in Bozen und Meran ansiedeln würde – diese Städte würden ums Doppelte und Dreifache wachsen, scharenweise würden Italiener auf Arbeitssuche hier heraufkommen – und der Energiebedarf würde enorm steigen.

Unten im Wirtshaus, auf dem Kirchplatz, in Vaters Werkstatt redete Erich sich in Rage. »Ihr werdet sehen, die kommen wieder. Da könnt ihr ganz sicher sein.« Doch er konnte sich noch so aufregen, die Bauern fuhren seelenruhig fort, zu trinken, zu rauchen und Karten zu spielen. Sie verzogen das Gesicht, um das Thema abzutun, oder wedelten mit den Händen, wie um Fliegen zu verjagen.

»Was sie nicht sehen, gibt es nicht«, sagte Erich zu Vater. »Gib ihnen ein Glas Wein, und schon sind sie nicht mehr fähig zu denken.«

Um bloß nicht uns nehmen zu müssen, stellten sie lieber halbe Analphabeten aus Sizilien und dem ländlichen Venetien ein. Ob die Tiroler Kinder etwas lernten, kümmerte den Duce sowieso herzlich wenig.

Wir drei verbrachten die Tage damit, niedergeschlagen über den belebten Dorfplatz zu schlendern, wo bis zum Abend die Straßenhändler ihre Waren anpriesen und die Frauen sich um die Karrenscharten.

Eines Morgens kam uns der Pfarrer entgegen. Er schob uns in eine menschenleere Gasse mit Moosflecken an den Mauern. Wenn wir wirklich unterrichten wollten, sagte er, müssten wir in die Katakomben gehen. In die Katakomben gehen hieß, heimlich Deutsch zu unterrichten. Das war illegal und bedeutete Geldstrafen, Prügel und Rizinusöl. Man konnte sogar auf eine abgelegene Insel verbannt werden. Barbara lehnte sofort ab, Maja und ich sahen uns unschlüssig an.

»Da braucht ihr nicht noch lange darüber nachzudenken!«, drängte uns der Pfarrer.

Als ich es daheim erzählte, fing Mutter an zu schreien, dass ich in Sizilien bei den Negern landen würde. Vater dagegen meinte, es sei eine gute Sache. Eigentlich wollte ich es gar nicht, ich war nie mutig. Aber ich hatte mich dazu entschlossen, um vor Erich zu glänzen. Ich hatte ihn sagen hören, dass er zu den klandestinen Versammlungen ging, sich deutsche Zeitungen besorgte, zu einem Zirkel gehörte, der den Anschluss an Deutschland befürwortete. In den Katakombenschulen zu unterrichten war für mich eine gute Gelegenheit, um ihn zu beeindrucken und gleichzeitig herauszufinden, ob Lehrerin zu werden wirklich das war, was ich im Sinn hatte.

Der Pfarrer wies mir einen Keller in St. Valentin und Maja einen Stall in Reschen zu. Gegen fünf Uhr nachmittags machte ich mich auf, da war es schon dunkel. Oder manchmal sonntags vor der Messe, und auch da war es dunkel. Keuchend trat ich in die Pedale, fuhr über Schotterwege, von deren Existenz ich vorher nichts wusste. Wenn sich ein Blatt bewegte oder eine Grille zirpte, erschrak ich fürchterlich. Vor dem Dorf versteckte ich das Fahrrad hinter einem Gebüsch und ging mit gesenktem

Kopf weiter, um keinem Carabiniere aufzufallen. Inzwischen kamen sie mir mehr wie Motten vor, diese verfluchten Carabinieri. Ich sah sie überall.

Im Keller von Frau Martha stapelten wir Korbflaschen und alte Möbel aufeinander und setzten uns auf Strohhaufen. Wir sprachen leise, denn man musste auf die Geräusche von draußen achten. Ein paar Schritte im Hof genügten, um uns in Panik zu versetzen. Die Buben waren tapferer, die Mädchen dagegen schauten mich mit flackerndem Blick an. Es waren Siebenjährige, und ich lehrte sie Lesen und Schreiben. Ich nahm ihre Hände und umschloss sie mit meiner Faust wie mit einem Panzer. So half ich ihnen, die Buchstaben des Alphabets nachzumalen, die Wörter, die ersten Sätze. Anfangs schien es aussichtslos, doch dann, von einem Abend zum anderen, konnten sie auf einmal etwas buchstabieren, lasen nacheinander laut vor und fuhren mit dem Finger die Zeile entlang, um ja nicht den Faden zu verlieren. Deutsch zu unterrichten war wunderschön. Es gefiel mir so gut, dass ich manchmal vergaß, eine klandestine Lehrerin zu sein. Ich dachte an Erich, er wäre stolz gewesen, wenn er mich hätte sehen können, wie ich da unten auf ein Stück Schiefer Buchstaben und Zahlen schrieb, die die Kinder abschrieben und gedämpft im Chor wiederholten. Auf dem Heimweg machte ich meine Haare auf,

weil die Kopfschmerzen sonst nicht nachließen. Doch selbst das Kopfweh war eine gute Gesellschaft, es lenkte mich von der Angst ab.

Eines Abends traten zwei Carabinieri die Türe ein, als ob wir Verbrecher wären. Ein kleines Mädchen fing zu schreien an, die anderen flüchteten sich in die Ecken und drehten sich zur Wand, um nichts zu sehen. Nur Sepp blieb an seinem Platz, ging dann langsam zu einem der beiden hin und beschimpfte ihn mit einer verhaltenen Wut, die ich nie vergessen werde. Der Carabiniere verstand kein Deutsch, versetzte ihm aber mit voller Wucht eine Ohrfeige. Der Bub rührte sich keinen Zentimeter. Er weinte nicht, sondern starrte den Mann weiter hasserfüllt an.

Als alle hinausgegangen waren, zertrümmerten die Carabinieri die Tafel an der Wand, traten gegen die Korbflaschen, warfen die Möbel um.

»Du kommst ins Gefängnis!«, schrien sie, als sie mich aufs Rathaus schleppten.

Die ganze Nacht schlossen sie mich in einem kahlen Raum ein. An der Wand hing ein Bild von Mussolini, die Hände in die Seiten gestemmt, mit stolzem Blick. Es hieß, er wäre sehr beliebt bei den Frauen, und ich grübelte, was denn an ihm so anziehend war. Sobald ich einnickte, trat ein Carabiniere herein und hieb mit einem Stock auf den

Tisch, um mich zu wecken. Er leuchtete mir mit einer Lampe ins Gesicht und fragte immer wieder: »Wer verschafft dir das Material?« – »Wo verstecken sich die anderen klandestinen Lehrer?« – »Wer sind die Eltern der Kinder?«

Als Vater mich abholen kam, rissen sie ihm den Schnurrbart aus, wie sie es immer machten bei denen, die ihnen nicht passten. Anschließend knöpften sie ihm einen Haufen Geld ab. Ich fühlte mich hundeeelend, hatte Magenkrämpfe und blutunterlaufene Augen. Ich dachte, dass Vater mir nun verbieten würde zu unterrichten, doch während er mir am Brunnen mit einem nassen Lappen das Gesicht abwischte, sagte er: »Jetzt bleibt dir nichts anderes übrig, als weiterzumachen.«

Wir zogen um und trafen uns jetzt bei einem Kunden von Vater auf dem Speicher. Alle kamen wieder, nur das kleine Mädchen, das zu kreischen begonnen hatte, wollte nicht mehr mitmachen. Meine Schüler hatten nichts als ein Blatt Papier, manchmal nicht einmal das. Einige rissen einfach eine Seite aus dem Heft, das sie in der italienischen Schule benutzten, zu deren Besuch sie ja verpflichtet waren. Am Ende des Unterrichts ließ ich sie durch die Hintertür hinaus. Einmal, als es plötzlich klopfte, kletterten wir hastig aufs Dach, schnell wie die Mäuse. Ich hielt

die Kinder alle an mich gedrückt vor Angst, dass sie hinunterrutschen könnten, und hinterher kam die Hausherrin und sagte lachend, es sei der Bäcker gewesen, der das Brot lieferte.

Im Sommer wurde alles leichter. Wir hielten unseren Unterricht inmitten der Felder ab, und die Sonne und all das Licht verjagten hässliche Gedanken. Im Freien wurde es zum Spiel, die klandestine Schule zu tarnen. Stundenlang probten wir ein Stück, das ich an Weihnachten auf Majas Bauernhof aufführen wollte. Wir lasen Andersens Märchen und Grimms Märchen, aber auch verbotene Gedichte, die ich noch auswendig konnte, weil ich sie als Kind gelernt hatte, als es noch die österreichische Schule gab. Ab und zu ließ mich ein Geräusch von der Straße verstummen, dann nahm Sepp meine Hand und beruhigte mich mit seinen eisigen Augen. Jahre später erfuhr ich, dass Sepp einer der jüngsten Kollaborateure der Nazis geworden war. Er selektierte die Häftlinge im KZ Bozen.

Jede Nacht träumte ich von den Carabinieri und den Schwarzhemden. Schweißgebadet fuhr ich aus dem Schlaf hoch und starrte dann stundenlang an die Decke. Ich konnte erst wieder einschlafen, wenn ich das ganze Haus durchsucht und mich vergewissert hatte, dass wirklich nirgendwo einer versteckt war. Ich schaute auch unters Bett, in den Schrank,

und Mutter, die einen leichten Schlaf hatte, fragte von nebenan: »Trina, wieso um alles in der Welt bist du um diese Zeit auf?«

»Ich sehe nach, ob Carabinieri im Haus sind!«, erwiderte ich.

»Unter dem Bett?«

»Ehm ...«

Dann hörte ich, wie sie sich zur Seite drehte und murmelte, ich sei ja nicht ganz bei Trost.

Die Katakombenschulen nahmen unterdessen zu. Die Schmuggler brachten uns aus Bayern und Österreich Hefte, Rechenbretter und Tafeln mit. Sie gaben alles den Pfarrern, die das Material dann sortierten. Obwohl die Faschisten sich anstrebten und überall ihre Schilder *Deutsch sprechen verboten* anbrachten, konnten sie nichts und niemanden italianisieren und wurden immer gewalttätiger.

Als es wieder Winter wurde, begannen die Kinder, sich zu verkleiden, um die Carabinieri zu täuschen. Sie erschienen bis obenhin ver mummt in dicken Mänteln, als ob sie Fieber hätten, in notdürftig zusammengeflackten Arbeitshosen, herausgeputzt, als müssten sie gerade zur Erstkommunion ... Wenn ich abends heimradelte und endlich unser Haus auftauchte, wo hinter den verrußten Scheiben die Petroleumlampe brannte, lachte ich vor Erleichterung, dass ich ein weiteres Mal davongekommen war.



Eines Tages machte ich mit Barbara einen Ausflug. Wir küssten uns im Gras, und als wir aufstanden, waren unsere Kleider zerknittert. Es machte uns Spaß, aber warum wir es taten, wüsste ich nicht zu sagen. Vielleicht braucht man, wenn man noch so jung ist, nicht unbedingt einen Grund. Wir saßen auf einem gefällten Baumstamm, und Barbara hielt ein Tütchen mit Schokoladenkeksen in der Hand.

»Auf Deutsch zu unterrichten gefällt mir«, erzählte ich ihr mit vollem Mund, »und zu wissen, dass ich damit etwas gegen die Faschisten tue, gefällt mir noch besser.«

»Hast du gar keine Angst?«

»Na ja, am Anfang habe ich mich schon ein wenig gefürchtet, aber inzwischen habe ich gelernt, die Gesichter der Kinder zu beobachten. Wenn sie gespannt sind, werde auch ich ruhig.«

»Diese Schweine haben mich nicht einen Tag unterrichten lassen«, sagte sie untröstlich.

»Warum kommst du nicht auch zu uns?«

»Trina, ich hab's dir schon gesagt, ich bin nicht wie du. Wenn mir das passiert wäre, was du erlebt hast, hätte ich einen Herzinfarkt gekriegt.«

»Es war nur ein böser Schrecken.«

»Mittlerweile helfe ich im Laden, mein Vater verlässt sich auf mich«, fuhr sie abwehrend fort.

»Aber du kannst doch auch unterrichten, ohne mit der Arbeit aufzuhören. Zwischendurch, wenn du ein paar Stunden freihast«, schloss ich hastig. »Wirst sehen, mit den Kindern zusammen zu sein tut dir gut, sie sind viel besser als die Erwachsenen.«

Sie überlegte lange, kaute auf ihren Lippen und sagte dann: »Also einverstanden, aber verrate es niemandem. Auch nicht meinen Eltern.«

Als ich mit dem Pfarrer darüber sprach, war er hochofrenut. In Reschen wartete schon eine weitere Gruppe darauf anzufangen.

Barbara schaffte es knapp, mir zu erzählen, dass ihr das Unterrichten Spaß machte. Dann kam der Donnerstagabend. In Graun regnete es. Der gewohnte, schräge Regen, der im November fällt. Ich war mit dem Peppi daheim, wir machten gerade Fleischklößchen.

Draußen ließ jemand ein Fahrrad fallen und hämmerte mit den Fäusten an die Tür.

Es war Maja. »Sie sind runtermarschiert, haben die Sakristei geräumt, alles zertrümmert und die Kinder mit Fußritten davongejagt!«, schrie sie außer Atem, mit finsterem Blick. »Als Barbara dann allein dastand, haben sie sie an den Haaren weggezogen und ins Auto gestoßen. Schon bald soll sie in die Verbannung nach Lipari geschickt werden.«

Ich konnte nicht einmal fragen, ob sie sie auch

verprügelt hatten. Starr stand ich da, mit ausgetrocknetem Mund.

Der Regen fiel weiter auf die Schwelle und machte mein Gesicht nass.

Vater und Erich machten weiter wie immer. Gespräche, Schnaps, Zigaretten. Auch ich machte weiter wie immer. Ich lauerte hinter dem Türrahmen, hing meinen Träumereien nach und flüchtete in die Küche, sobald Erich aufstand, um heimzugehen. Jedes Mal tat ich so, als würde ich gerade eine Tischdecke falten oder Wasser trinken, als wäre ich der Wüste entronnen. Ich dachte, es würde ewig so bleiben. Und im Grunde missfiel es mir nicht. Wenn ich ihn einsam dort auf dem Hocker sitzen sah, fühlte ich mich schon viel weniger allein. Kann das nicht ebenso eine Art zu lieben sein? Ihn einfach heimlich anschauen, ohne das übliche Theater mit Hochzeit und Kindern?

Eines Tages im November erschien er dann mit einer klaffenden Wunde am Kinn, einer Verletzung, die schräg den Hals hinunter verlief bis unters Hemd. Es sah aus, als hätte jemand versucht, seinen Kopf zu spalten wie eine Wassermelone. Vater

fasste ihn spontan um die Schultern und führte ihn zu dem Stuhl vor dem Kamin.

»Mit einer Gruppe Bauern haben wir uns in den letzten Nächten hinter dem Dorf verschanzt«, erzählte Erich. »Auf einmal sind italienische Inspektoren gekommen. ›Hier wohnen wir seit Jahrhunderten, hier leben unsere Väter und unsere Kinder: Und hier liegen unsere Toten!«, habe ich geschrien. Da hat einer dieser Feiglinge den Schlagstock gezückt, doch ein Ingenieur hat ihn gebremst und mir geantwortet, wir würden sicher zu einer Einigung kommen. ›Der Fortschritt ist mehr wert als eine Handvoll Häuser«, hat er gesagt.«

Ich war traurig, als ich ihn so entstellt sah, aber auch glücklich, ihm endlich nahe zu sein und mich nicht mehr verstecken zu müssen. Ich wollte ihn mit Watte verarzten und sagen, sprich nur weiter, Erich, um deine Verletzung kümmere ich mich.

»Ein anderer von uns hat gebrüllt, wir würden unter keinen Umständen weggehen, das ganze Dorf würde Widerstand leisten. ›Wir nehmen die Mistgabeln, öffnen die Ställe und lassen die Hunde frei!«, schrie er. Daraufhin sind die Faschisten mit Schlagstöcken und Peitschen auf uns losgegangen.« Er fasste sich an die Wunde, als könnten wir ihm sonst nicht glauben.

Vater hörte mit offenem Mund zu.

»Möchtest du zum Essen bleiben?«, habe ich ihn gefragt, was mir einen bösen Blick von Mutter eintrug.

Doch Erich erwiderte, er müsse jetzt allein sein.

Eines Nachmittags bin ich zu Barbaras Haus gegangen. Ich konnte es nicht hinnehmen, dass wir nur hundert Schritte auseinander wohnten und auf einmal nicht mehr Hand in Hand spazieren gehen durften. Also stibitzte ich nach dem Mittagessen, sobald Mutter sich hingelegt hatte, ein Stück Kuchen vom Tisch, wickelte es in ein Küchentuch und ging los, ohne irgendwem etwas zu sagen.

Verschwitzt kam ich an der Tür ihres Bauernhauses an und war plötzlich wie gelähmt. Ich konnte weder klopfen noch ihren Namen rufen. Ich wartete darauf, dass Barbara zum Fenster neben dem Stall herausschauen würde wie sonst, wenn die Eltern ihr nicht erlaubten, das Haus zu verlassen. An manchen Sommertagen ließ sie es offen, und wenn ich vorbeikam, um sie abzuholen, stieß ich einen Pfiff aus. Sie antwortete mit einem anderen Pfiff, dann sprang sie mit einem Satz herunter und brachte immer ein Tütchen Süßigkeiten mit, die wir unterwegs naschten. Ihre Schwester Alexandra sagte, mit unserem Gepfeife seien wir noch primitiver als die Schäfer.

Ich weiß nicht, wie lang ich dort vor der Tür

stand, mit steifen Beinen, und es nicht einmal schaffte umzukehren. Bis ausgerechnet Alexandra herauskam. Sie trug mehrere Taschen in der Hand, und bei meinem Anblick ließ sie alles fallen.

»Kann ich mit Barbara sprechen?«, fragte ich sie kaum hörbar.

Alexandra riss die Augen auf, ich weiß nicht, ob vor Verachtung oder vor Staunen. Dann hob sie das Kinn, um mir zu sagen, ich solle verschwinden.

»Kann ich mit Barbara sprechen«, fragte ich erneut.

»Sie ist nicht zu Hause.«

»Das sagst du nur, weil du nicht willst, dass ich mit ihr spreche.«

»Ja, genau«, erwiderte sie mit zusammengekniffenen Lippen. »Und sie will es auch nicht.«

»Bitte«, wiederholte ich noch einmal. »Auch von hier aus, sie braucht nur eine Minute ans Fenster zu kommen.«

»Weißt du, dass sie deinetwegen in die Verbannung geschickt wird?«

Wir schwiegen, wie zwei Duellantinnen. Aus dem Stall hörte man die Schafe blöken.

»Geh mir aus dem Weg!«, schrie ich sie plötzlich an. »Hau ab!«

Mit gesenktem Kopf ging ich auf sie los wie ein Stier, und während ich sie anrempelte, schien mir,

als entschiede nicht ich über mein Tun, sondern ein Teil meines Körpers, den ich nicht kannte. Wir fielen übereinander her wie Hündinnen. Alexandra riss mich an den Haaren und streckte mich mit einem Fußtritt nieder.

»Wenn du nicht weggehst, rufe ich meinen Vater.«

Augenblicklich wurde mir bewusst, was ich angerichtet hatte, und ich hätte vor Scham im Boden versinken mögen. Die Tränen liefen mir über die von Alexandras Nägeln zerkratzten Wangen.

Sie bewachte die Türe, bis ich den Rückzug antrat. Im Gehen wollte ich mich noch einmal umdrehen und sie bitten, Barbara wenigstens das Stück Kuchen zu geben, das ich mitgebracht hatte und das neben ihren Tüten auf den Boden gefallen war. Aber meine Stimme gehorchte mir nicht mehr.

Allein irrte ich ziellos umher. Als ich heimkam, war es schon Abend. Kaum hatte ich den Fuß ins Haus gesetzt, trat Vater mir entgegen.

»Wo bist du bloß gewesen?! Es ist schon längst dunkel, du gewissenloses Ding!«

Mein Gesicht war noch vom Weinen gerötet, aber er bemerkte nichts, nicht einmal die Kratzer, so sehr war er in seine Strafpredigt vertieft.

»Du hast Glück, dass deine Mutter sich fiebrig fühlt und mit den Hühnern schlafen gegangen ist.«



Ich entschuldigte mich, schwor, es werde nie mehr vorkommen, und wollte schon ins Bett gehen, als er meinte, er müsse mir noch etwas Wichtiges sagen.

»Morgen, Vater, ich habe einen schlimmen Tag gehabt.«

Er legte mir die Hände auf die Arme und zwang mich, mich auf den Hocker zu setzen.

»Ich habe mit ihm gesprochen«, verkündete er.

»Mit wem?«

»Was soll das heißen, mit wem?!«

»Ich hab's dir gesagt, Vater, ich hatte einen schlimmen Tag. Lass mich schlafen gehen.«

»Er sagt, er habe nicht dran gedacht, aber es ist ihm recht. Er freut sich sogar.«

Erst da begriff ich, dass er Erich meinte. Rasch fuhr ich mir mit den Händen übers Gesicht und trocknete mir mit seinem Taschentuch die Augen.

»Warum hast du mich nicht um Erlaubnis gefragt?«

»Ach Kindchen, ich versuche dir zu helfen, und so dankst du es mir? Möchtest du ihn denn nicht heiraten? Willst du lieber dein Leben lang Tischtücher falten?«

Noch nie war ich so verstört gewesen, mit pulsierenden Schläfen, geschüttelt von Schluchzern, die sich nicht aufhalten ließen.

»Gefalle ich ihm denn oder nicht?«, war das Einzige, was ich dazwischen herausbrachte.

»Aber natürlich, du bist so hübsch!«

»Du findest mich hübsch, aber er? Gefalle ich ihm wirklich?«

»Wieso solltest du ihm nicht gefallen, kannst du mir das mal sagen?«

»Und Mutter? Wer sagt es Mutter jetzt?«, schrie ich wütend, überwältigt von dem ganzen Aufruhr.

»Eins nach dem anderen«, sagte er, streckte die Arme aus und sah mich mit großen Augen an – mein Verhalten war ihm unbegreiflich.

»Kann ich jetzt ins Bett gehen?«

»Sag mir wenigstens, ob du ihn heiraten willst.«

»Mir ist's recht, Erich zu heiraten«, erwiderte ich und erhob mich vom Hocker.

»Aber warum flennst du dann immer noch, wenn du doch einverstanden bist?«, rief er, indem er die Pfeife ausklopfte.

Ich brachte kein Wort heraus, und er trat auf mich zu und umarmte mich fester als nach der Abschlussfeier.

»Ich freue mich, Trina. Er ist ein Waisenkind, ein armer Kerl, und besitzt das kleinste Grundstück im ganzen Dorf. Kurz, er erfüllt alle Voraussetzungen, um dir ein Hungerleben zu bieten!« Er lachte in der Hoffnung, dass ich endlich auch lachen würde.

Ich habe eine gute Woche gebraucht, um mich von diesem Tag zu erholen. Als ich mich schließlich beruhigt hatte und wieder etwas zu Sinnen gekommen war, ging ich zu Mutter und fragte sie: »Also, darf ich ihn heiraten?«

Mutter wischte ungerührt weiter Staub und antwortete, ohne sich umzudrehen: »Mach, was du willst, Trina. Bei deiner spitzen Zunge will ich lieber nicht mit dir streiten. Wenn dich meine Meinung interessiert hätte, hättest du mich ja zu gegebener Zeit gefragt.«

Mehr konnte ich von ihr nicht erwarten.

**A**ls Vater mich in der Kirche zum Altar führte, die Maja über und über mit Geranien geschmückt hatte, konnte ich die Tränen kaum zurückhalten. Aber nicht aus Rührung, sondern weil Barbara genau am selben Tag in ein Auto gezerrt und in die Verbannung geschickt wurde. Sie behandelten sie schlimmer als eine Hure und zwangen sie, in Handschellen durch die Straßen zu gehen. Ich trug ein gestärktes weißes Kleid voller Rüschen, die Haare zum Kranz geflochten und glänzende Schuhe, sie erschien ungekämmt und mit alten Schlappen an den Füßen. In der Kirche warteten die Leute auf mich, und alle, auch der Pfarrer, dachten, ich würde mich verspäten, weil ich mich noch schönmachte. Doch ich stand weinend auf dem Vorplatz und flehte Vater an, er solle mich so, wie ich war, zu Barbara begleiten und mit den Carabinieri reden lassen, um ihnen zu gestehen, dass alles meine Schuld war und sie auch mich in die Verbannung schicken mussten.

»Genug jetzt, Kindchen«, sagte er immer wieder geduldig und hielt mir sein Taschentuch hin. Wenn nicht irgendwann der Peppi erschienen wäre und ihm geholfen hätte, mich vor den Altar zu schleppen, hätte ich die Trauung vielleicht wirklich platzen lassen.

Wir zogen in Erichs Bauernhaus, das er von seinen Eltern geerbt hatte. Man sah, dass es ein Totenhaus war. Das Wohnzimmer war düster, und auf den Möbeln standen Fotos von seiner Mutter, die ich so ständig vor Augen hatte. Die Mutter als junges Mädchen, die Mutter mit den Kindern, die Mutter mit ihrer Mutter. Ich machte mich daran, die Zimmer umzugestalten, strich allein alle Wände und räumte die Einrichtung um. Ab und zu fiel, wenn ich die Möbel verschob, ein Bilderrahmen herunter, und das Glas zerbrach. Dann kehrte ich die Scherben zusammen, küsste das Foto der Toten, um mich zu entschuldigen, und legte es mit einem Seufzer der Erleichterung in die hinterste Schublade. Im Lauf eines Monats hatte ich sie alle erledigt.

An Platz fehlte es nicht in diesem Haus, und rundherum war eine schöne Wiese, wo Strupp freudig heruntollte, doch von den nahen Ställen wehte ein Geruch von Streu und Viehfutter herüber, der die Haut durchdrang, und an manchen Abenden

wurde mir übel. Ganz zu schweigen von der Kälte, die uns zwang, im Winter mit über die Schultern geworfenen Decken herumzulaufen wie Gespenster. Denn unter der Tür pffiff heulend der Wind herein. Wir klebten die ganze Zeit am Kachelofen und wuschen uns nur bei Gelegenheit. Nach dem Essen krochen wir sofort ins Bett, und fast jeden Abend näherte sich Erich mir wie ein zahmes Tier, um mit mir zu schlafen. Für mich war es wie ein Ritual, ich kann nicht sagen, dass es mir Spaß machte oder mir missfiel. Danach ging es ihm gut, und das genügte mir. Während er mit mir schlief, dachte ich manchmal an Barbara, die wer weiß wo gelandet war und mich wer weiß wie hasste.

Ich stand mit ihm auf, wenn es noch dunkel war, kochte ihm seine Milchsuppe und half ihm, wenn nötig, beim Melken und beim Verteilen des Heus. Es kostete mich keine Mühe, früh aufzustehen. Wenn ich dann allein war, machte ich mir noch ein Tasse Malzkaffee, danach ging ich zu den Kindern. Der Pfarrer hatte mir einen Geräteschuppen hinter der Metzgerei zugewiesen. Mittlerweile waren mir nur noch drei Schüler geblieben. Die Faschisten hatten im ganzen Tal erneut Durchsuchungen vorgenommen, noch mehr Lehrer mit Geldstrafen belegt und verhaftet. Nur die Pfarrer konnten unter dem Vorwand des Katechismus noch Deutsch unterrichten.

Nach der Schule ging ich zum Essen bei meinen Eltern vorbei. Häufig blieb ich dort, oder ich ging nach Hause und las. Mutter konnte es nicht ertragen, dass ich meine Zeit so vergeudete. Wenn sie mich mit einem Buch in der Hand sah, brummte sie, ich würde die Bücher wohl auch in die Hölle mitnehmen, schob mir Flicksachen hin und lag mir mit ihrer Leier in den Ohren, ich müsse doch nähen und stricken lernen für die Zeit, wenn ich dann Kinder bekäme.

Am Sonntag machten wir Radtouren. Wir fuhren an den Fluss, sammelten körbeweise Pilze, kletterten auf steilen Pfaden zu den Gipfeln hinauf. Das Tal kenne ich, weil Erich es mir gezeigt hat, nicht weil ich dort geboren bin. Wenn mir oben kalt wurde, rieb er mir den Rücken. Er hatte lange, nervöse Hände, die ich gern auf mir spürte. Er wachte auch an Feiertagen im Morgenrauen auf und sagte: »Komm, lass uns wandern gehen, der Himmel ist so klar!«

Ich wäre durchaus noch liegen geblieben, aber Erich machte einen Malzkaffee, brachte ihn mir ans Bett und zog mir dann die Decke weg.

An Kinder sollten wir vorerst nicht denken, sagte er, und wenn ich antwortete, ich wolle aber welche, zuckte er mit den Schultern.

»Die kommen, wann sie wollen«, sagte er kurz angebunden.

Kaum hatte er es ausgesprochen, war ich auch schon schwanger. Ich kam gerade aus dem Schuppen. Plötzlich spürte ich eine heftige Übelkeit, es war wie ein Stich. Hastig radelte ich heim, lief zur Waschschüssel, dann packte mich die übliche Unentschlossenheit, und ich sagte mir, es sei wohl besser, draußen zu bleiben. Das Ergebnis war, dass ich die Tür vollspuckte.

»Ich habe es dir ja gesagt, dass sie kommen, wann sie wollen!«, lachte Erich und legte mir den Kopf auf die Brust.

Während der Schwangerschaft war ich immer müde, sobald ich vom Schuppen zurückkehrte, aß ich etwas und legte mich ins Bett. Die Faschisten fürchtete ich nicht mehr, und obwohl ich schwanger war, wollte ich um nichts auf der Welt aufhören, heimlich als Lehrerin zu arbeiten. Durch den Bauch fühlte ich mich beschützt, nicht verängstigt.

Wenn Erich vom Feld kam, streichelte er über die Wölbung und sagte, seiner Ansicht nach sei es ein Mädchen und er wolle es Anna taufen, nach seiner Mutter.

»Nein, wenn es ein Mädchen ist, nennen wir es Marica«, erwiderte ich, und damit war das Gespräch beendet.



**A**nfangs trank Michael und schlief selig in seiner Wiege, die Vater gebaut und Mutter mit Baumwollvolants ausgestattet hatte. Er schrie nie und machte eigentlich überhaupt nie den Mund auf. Die ersten Worte sagte er mit geschlagenen drei Jahren. Das Gegenteil von dir. Erich konnte nichts mit ihm anfangen, er streichelte ihn ein bisschen, das war alles. Wenn ich ihn fragte, warum er sich nicht mehr Mühe gab, sagte er, solange Michael nicht sprechen könne, wisse er nicht, was er ihm sagen solle.

Das Leben als Mutter war nicht besonders anstrengend, ich schaffte es noch, zu unterrichten und mit Maja spazieren zu gehen. Auch weil ich mich auf meine Mutter verlassen konnte, die jeden Morgen kam, um mir zu helfen. Allerdings schätzte ich ihre Hilfe nicht besonders. Sobald sie hereinkam, tastete sie meine Brust ab und warf mir vor, ich sei zu dünn: »Darum hast du so wenig Milch«, sagte sie. Und dann wollte sie das Kind ständig auf den Arm nehmen, zu jeder Zeit war für sie Stillzeit.

Vier Jahre mussten vergehen, bis du auf die Welt kamst. So lange grämte ich mich, denn obwohl deine Großmutter mir nicht das Gefühl gab, eine gute Mutter zu sein, wollte ich dich unbedingt. Der Tag, an dem ich entdeckte, dass ich dich erwartete, war der glücklichste meines Lebens. Ich fühlte, dass du ein Mädchen warst, und wusste schon, dass ich dir diesen Namen geben würde, den ich in einem Roman gelesen hatte, was nach Mutters Meinung noch so eine Grille war, die ich mir während meiner Ausbildung zur Lehrerin in den Kopf gesetzt hatte.

Du wurdest in einer Winternacht geboren. Der Schnee lag hoch, und die Hebamme kam spät, als du schon mit dem Kopf draußen warst. Mutter machte alles allein. Sie füllte die Eimer auf, legte Holz nach, um immer heißes Wasser zu haben, wechselte die Tücher aus, ließ mir Zeit zu pressen und dazwischen Pausen zu machen, damit es mich nicht zerreißt. Auch in diesen Augenblicken gab sie Befehle wie ein General. Aber sie war achtsam und fürsorglich. Nie ließ sie meine Hand los.

Als du dann da warst, füllte sich das Zimmer mit den Gerüchen der Geburt, und ich weiß nicht wofür, aber ich schämte mich. Mutter wusch dich säuberlich und legte dich mit einem Mützchen auf dem Kopf an meine Brust. Mit Schweißperlen auf

der Stirn, die Hände in die Seiten gestemmt, sagte sie: »Sie gleicht dir wirklich aufs Haar, man wird aufpassen müssen, sie von den Büchern fernzuhalten!« Und sie lachte zufrieden, denn deine Haut war nicht rot und schrumpelig, sondern weiß und zart.

Erich war seit Tagen fort zum Holzfällen. Zusammen mit einer Gruppe Bauern war er mit dem Schlitten unterwegs. Mich beunruhigte es immer, wenn er zum Holzfällen ging. Die Arbeit war gefährlich, und es war schon vorgekommen, dass ein Schlitten beschleunigte und an einen Baum prallte oder in eine Klamm stürzte. Als er zurückkehrte, sagte ich ihm, dass Vater dich schon im Rathaus angemeldet hatte und dass dein Name nun nicht mehr zu ändern war.

»Eine eigensinnigere Mutter kannst du nicht haben«, sagte er zu dir, nahm dich auf den Arm und studierte dein Gesicht.

Du warst nicht wie Michael: Immer hast du die Milch wieder ausgespuckt, und dich zu stillen war immer anstrengend. Ich musste sie dir in den Mund träufeln, weil du das Saugen schnell leid warst. Zum Einschlafen musste man dich ununterbrochen wiegen und dir zum Festhalten den Pompon geben, den Mutter dir mit einem Bändchen ums Handgelenk gebunden hatte. Ihrer Meinung nach hattest

du Angst herunterzufallen, und man musste bei dir wachen, um dich nicht mit deinen Schrecken alleinzulassen. Abends blieb Michael bei dir, bis dir plötzlich, nachdem du lange auf die Petroleumlampe gestarrt hattest, die großen braunen Augen zufielen. Wenn du anfingst, mit den Händchen zu fuchteln, streichelte er dir den Bauch, damit du nicht aufwachtest. Die Wörter kamen früh. Vielleicht bin ich deshalb davon ausgegangen, dass du mitteilzaam bist und mit allen plauderst.

Mit drei Jahren ranntest du schon schnell wie ein Hase. Du hattest eine so unermüdliche Kraft in den Beinen, dass Vater bald nicht mehr Schritt halten konnte. Von da an ging er mit Erich zusammen, der dich am Kragen erwischte, wenn du weglaufen wolltest. Das ist eine meiner deutlichsten Erinnerungen: Wie du zwischen den beiden auf die Kirche zugehst.

Auf dich und deinen Bruder aufzupassen war mir bald zu viel. Ich litt, weil mir die Zeit fehlte. Während ich mit euch beschäftigt war, dachte ich, verpasste ich so viele schöne Dinge auf der Welt, die ich später, wenn ihr groß sein würdet, nicht nachholen könnte. Wenn ich Erich diese Gedanken anvertraute, verstand er mich nicht und sagte, ich würde mir das Leben sauer machen.

Es störte ihn nicht, wenn beim Heimkommen vom Feld das Abendessen nicht fertig oder die Wohnung in Unordnung war. Nachdem er sich die Schlafanzug hose angezogen hatte, nahm er dich auf den Arm und schnitt mit der anderen Hand die Polenta in Scheiben oder briet sich ein paar Eier in Butter. Er aß im Stehen, am Tisch zu sitzen war ihm nicht wichtig.

Als du größer wurdest, wuchs seine Zuneigung. Du warst seine Trophäe. Er setzte dich auf die Schultern, und wenn du ihm nicht ins Ohr schriest, zündete er sich eine Zigarette an und schritt mit dir über den Dorfplatz wie ein siegreicher General. Michael nahm er mit zum Fischen oder in Karls Wirtshaus. Dort ließ er ihn Milch aus einem Bierglas trinken, damit er sich groß fühlte.

Abends bist du immer wartend mit deinem Bruder an der Tür gestanden, und wenn Erich auftauchte, seid ihr ihm entgegengelau fen und wolltet ihn gar nicht erst hereinlassen. Er wehrte ab, weil er noch den Viehgestank an sich hatte, doch ihr schobt eure Köpfe zwischen seine Beine, um zu zeigen, dass es euch egal war. Ihr wolltet draußen mit ihm herumtollen. Ich musste euch langweilig vorkommen. Ich setzte euch gern auf den Teppich und sah euch beim Spielen zu.

Wenn ihr müde wurdet, wolltet ihr mich, um

rasch einzuschlafen, du an meiner Schulter, Michael in seinem Bett. Dann begann Erich zu rauchen und hielt mir eine düstere Rede. Die Faschisten waren sein Alptraum.

»Sie werden uns zum Arbeiten nach Afrika schicken oder zum Kämpfen an irgendeinen gottverlassenen Ort ihres lächerlichen Reichs«, schimpfte er mit rauchiger Stimme. »Jetzt nehmen sie uns die Arbeit und die Sprache weg, und wenn sie uns erst zur Verzweiflung und in die Armut getrieben haben, jagen sie uns davon und bauen ihren verfluchten Staudamm.«

Ich hörte zu und wusste nicht, was ich sagen sollte. Er ließ sich nicht trösten.

»Dann lass uns die Kinder nehmen und wegziehen.«

»Nein!«, schrie er.

»Warum willst du hierbleiben, wenn wir keine Arbeit mehr haben, nicht mehr Deutsch sprechen dürfen und sie unser Dorf zerstören?«

»Weil ich hier geboren bin, Trina. Mein Vater und meine Mutter sind hier geboren, du bist hier geboren, unsere Kinder sind hier geboren. Wenn wir weggehen, haben die anderen gewonnen.«